

Es handelt sich um zwei unterschiedliche Kommunikationsstrategien: Entschuldigungen für vermeintlich unzureichende Deutschkenntnisse in deutscher Sprache und der Wechsel in eine andere Sprache. Die erste Strategie ließ sich in den Interviews im Ruhrgebiet beobachten, die zweite in Brüssel. Die beiden Strategien verfolgten nicht denselben Zweck. Im Ruhrgebiet dienten sie dazu, sprachliche Normen wie die Monolingualität des Sozialraums, die Notwendigkeit, dass jede_r sich um ein hohes Sprachbeherrschungsniveau zu bemühen hat und dass korrektes und fehlerfreies Deutsch zu verwenden sei, zu bestätigen. Die Realisierung von Zukunftsoptionen wurde von allen Interviewten an die Erfüllung dieser Normen geknüpft. In Brüssel wurden durch die Kommunikationsstrategie des Wechsels in eine andere Sprache und die dazu erfolgten Anmerkungen und Fragen andere Normen bestätigt: Durch die Verhandlung über die Sprache des Interviews zu Gesprächsbeginn wurde die Norm bestätigt, dass Brüssel eine multilinguale Stadt ist und mehrere Sprachen legitimerweise gesprochen werden können. Die Wahl der Sprache des Interviews orientierte sich am Sprachbeherrschungsniveau des_der Interviewten und damit an der Norm eines Primats der Verständigung. Es wurde von den Interviewten jeweils eine Sprache angeboten, dessen Kenntnis sie mir als Interviewer neben dem Niederländischen unterstellten, also Französisch und Englisch und in der sie sich am besten äußern konnten.

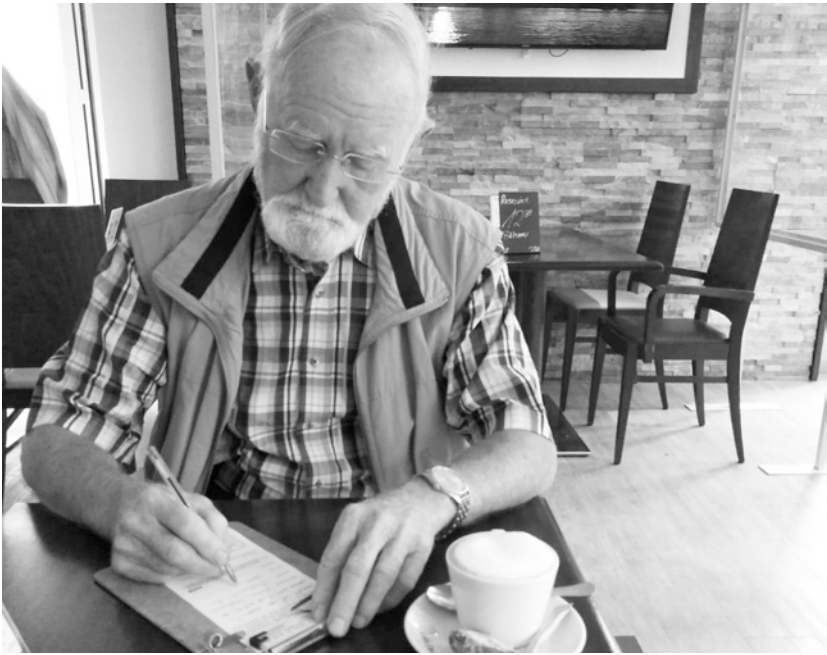
So bleibt das Feld, in dem die Interviews stattgefunden haben, ambivalent. Sie fanden statt in einem Kontext von Integrationsdruck und Transtopie, der das Leben in der postmigrantischen Gesellschaft insgesamt prägt.

5.8 Gespräch mit Piet Rabau – Alltag, Urbanität und die Entstehung selbstorganisierter Strukturen

Die Interviewten berichteten von ihrem urbanen Leben, davon, wie sie sich selbst organisieren und ihr Leben gestalten. In diesem Kapitel soll der Prozess der Entstehung urbaner Transtopien und transtopischer Strukturen, die in den Interviews anklangen, aber nicht explizit Themenschwerpunkte waren, beleuchtet werden. Dazu wurde ein Gespräch mit Piet Rabau geführt. Seine Arbeit ist in dem bereits mehrfach zitierten Buch von Vandecandelaere in dem Kapitel »Brazil Saint-Gilles« beschrieben (VANDECANDELAERE 2013: 433ff.).

Vandecandelaere zeigt in seinem Buch »In Brussel. Een reis door de wereld« (2013), wie urbane Strukturen durch Migration entstehen. Mehrheimische prägen die Stadt, bilden Netzwerke und konstruieren neue Räume durch transnationale Verortungspraxen. Der Buchtitel ist so mehrdeutig und vielschichtig wie sein Gegenstand. Eine Reise durch die Welt kann man in Brüssel machen, aber dennoch bleibt man im Hier und Jetzt. Es ist eine gedankliche Reise mit Rekurs auf Sinn-

Abbildung 13: Piet Rabau, Brüssel



konstruktionen, auf Punkte in einem transnationalen Netz aus Mehrdeutigkeiten, Querverbindungen und sich überkreuzenden Erfahrungen der Stadtbewohner_innen. Vandecandelaere spricht vom »Echo« statt einer Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft oder einem Bezug zu einem geografischen Raum. Er wählt Kapitelüberschriften wie »Echos aus Süd-Europa« (VANDECANDELAERE 2013: 61), »Echos aus dem Maghreb« (ebd.: 121) oder »Echos aus der vormaligen Sowjetunion« (ebd.: 329). Ein Echo ist ein Klang, der nicht direkt von einer Schallquelle kommt. Es enthält eine Spiegelung und bewegt sich im Raum. Im urbanen Raum spiegeln sich transnationale und -kulturelle Einflüsse, aber sie sind keine Abbilder und keine Reproduktionen. Sie sind mehrheimische Echos, die sich untereinander verbinden, queren und vernetzen. Diese Echos vermischen sich mit den Stimmen der Stadtbewohner_innen, erklingen in den urbanen Transtopien und bilden die Polyphonie der Stadt. Die urbane Polyphonie lebt von der Diversität. So wie ein Echo sich an einem Widerstand spiegelt, geschieht es analog in der Stadt: Die Diversität diversifiziert sich weiter. Jede Beschreibung kann nur einen Ausschnitt fokussieren und arbeitet immer mit begrifflichen Hilfskonstruktionen. Sie sind wiederum Echos und erzeugen im Diskurs weitere. Die urbanen Räume der Stadt und ihre transto-

pischen Strukturen sind Handlungsfolgen auf der Basis transnationaler Mobilität und der »Emergenz des Neuen« (ERHARD/SAMMET 2018: 31). Ihr Entstehen verdanken sie keinem Plan, sondern einem Prozess der spontanen Herausbildung und Weiterentwicklung. Sie bleiben fluide, veränderbar und anpassungsfähig. Durch die transnationalen und -kulturellen Verbindungslinien spannen sie lange Fäden und Netze, die ihre Flexibilität sicherstellen.

Vandecastelaere beschreibt die Entstehung dessen, was man postmigrantisches als emergente, transtopische Strukturen bezeichnen könnte. Eines seiner Beispiele ist die katholische Kirche »Jesus-Arbeider« am Vorstse Steenweg in Sint-Gillis/Saint-Gilles (ebd.: 438). Piet Rabau, Priester und Vorsitzender der dortigen »kerkfabriek«⁸³ erzählt, wie um das Jahr 2000 nach und nach eine brasilianische Gemeinde aus einem Zufall heraus entstand (ebd.).

Abbildung 14: Piet Rabau vor der Kirche Jesus-Arbeider, Brüssel



Zuerst seien Spanier_innen dort anwesend gewesen. Eine Brasilianerin habe dann angefragt, ob eine Gedenkmesse für ihren verstorbenen portugiesischen Freund möglich sei. Piet Rabau erzählt, es seien zum Gedenkgottesdienst nur dreißig Personen gekommen, aber das sei die »Wurzel« gewesen. Eine Gemeinde sei

83 Kirchliches Leitungsgremium vergleichbar einem Kirchenvorstand.

entstanden und man habe dann einen Priester aus Minas Gerais angestellt, um die Arbeit zu professionalisieren. Es seien auch brasilianische katholische Schwestern gekommen, die eine »assemblea« errichteten und die sich mit Migration, Rechten und Gesetzen auskannten. (Ebd.)

Piet Rabau berichtet, dass die Veränderung der Sozialstruktur der Gemeinde auch Auswirkungen auf sie als Organisation hat:

»Brasilianer garantieren jetzt mehr als Spanier die Sicherstellung der Unterhaltskosten des Kirchengebäudes.« (Ebd.)

Im Haus von Jesus-Arbeider, einige hundert Meter neben der Kirche auf dem Vorste Steenweg befinden sich seit 2006 auch die Büros der Organisation »Abraço«, die Brasilianer_innen hilft, Aufenthaltstitel zu beantragen und sich an der Gesellschaft zu beteiligen. Sie bietet Alphabetisierung, Beratung und Hilfe zu Gesundheitsversorgung und sozialen Fragen. (Ebd.: 437)

Gespräch mit Piet Rabau

Severin Frenzel: »In meinen Interviews erzählen die Leute von ihrem Alltag, haben Kontakte, manche kommen über Kontakte nach Belgien. Aber am Anfang, in der Anfangszeit, was erleben die Menschen, vielleicht aus Brasilien, die neu in Brüssel ankommen? Wie organisieren sie ihre Ankunft, ihre Wohnung, vielleicht eine Arbeit? Und Kontakte, wie knüpfen sie die?«

Piet Rabau: »Der Kontakt zu Brasilianern kam einfach auf der Straße. Ich habe mal entdeckt, dass dort auch Brasilianer unterwegs sind. Weil ich auch mit Brasilien zu tun hatte, ist der Kontakt dann spontan entstanden. Meistens wohnen die Brasilianer in Gruppen zusammen. Kleinere Wohnräume, zu mehreren leben sie. Öfters, wenn sie ankommen, ganz neu sind, wissen sie schon im Voraus, wo sie dann übernachten können, das organisieren sie. Und sie suchen dann auch Arbeit. Sie kommen an und haben eigentlich nichts. Einige haben wohl ein bisschen Geld da in Reserve. Wenn einer kommt mit seiner Frau und einem Kind ist das natürlich wieder eine andere Situation, dann hat er doch ein bisschen Geld, bis er kein Geld mehr hat. Von zuhause noch. Ja, so ist das dann. Sie kommen aber nicht richtig offiziell, sie sind dann ohne Papiere. Und das ist natürlich eine Situation, wenn man ein bisschen Geld hat, kann man das besser, menschlicher machen. Wenn man das nicht hat, ist man angewiesen auf andere. Das habe ich persönlich wohl erlebt.

Zum Beispiel mit [Marta], sie hat Arbeit gefunden in einem portugiesischen Café. Wo Portugiesen Kaffee trinken. Sie ist auch so gekommen, weil sie etwas sucht, zum Leben, Arbeit. Auch mal von zuhause weg. Und sie habe ich dann jahrelang

gekannt. Und das ist so ein Fall. Heute ist sie verheiratet, ist Krankenschwester geworden, in Brüssel. Sie hat ihr Abitur in Brasilien gemacht. Dann ist sie nach Brüssel gekommen, wahrscheinlich wollte sie besser leben. Und ich habe ihr zwischendurch auch geholfen mal, wenn das alles nicht so gut geklappt hat. Zum Beispiel hatte sie Streit mit einer Mitbewohnerin, sie hat angerufen, dann habe ich sie abgeholt, und hier im Haus der Gemeinschaft Jesus-Arbeider hat sie eine Nacht verbracht. Und sie hat immer als Hausmädchen und Kindermädchen gearbeitet, privat, in Wohnungen. Dann hat sie eine neue Wohnung gesucht. Ich habe sie dabei begleitet und der Besitzer des Hauses war zufällig ein früherer Mitseminarist und so hat sie dann dort ein Zimmer bekommen. Und dort hat sie dann auch ihren Mann kennengelernt. Er hatte dort auch gemietet. Und die haben dann geheiratet, da war ich auch. Und ich habe später bei seiner Mutter eine Wohnung gemietet, das kam durch den Kontakt. Die beiden haben in der Nähe vom Nordbahnhof eine schöne neue Wohnung gekauft. Sie arbeitet in einem Krankenhaus, hundert Meter entfernt vom Wohnhaus, und er bei einer Autoversicherung. Sie ist in ihrem Projekt Brüssel erfolgreich. Sie ist verheiratet mit einem belgischen Mann. Sie kann sehr gut Flämisch, das muss sie auch können für ihre Arbeit.«

Severin Frenzel: »Und dass sie einen belgischen Mann hat, war das vielleicht auch hilfreich, dass sie erfolgreich geworden ist? Wäre es ohne diesen Mann vielleicht schwieriger gewesen?«

Piet Rabau: »Dann wäre das eine andere Geschichte gewesen, schwieriger nicht unbedingt. Sie muss mit dem Mann auch zurechtkommen natürlich (*lacht*). Das weiß man nicht. Die war nicht kirchlich, ging nicht zur Kirche zum Beispiel, überhaupt nicht, hatte damit nichts zu tun. Aber sie hat unheimlich viele Leute kennengelernt, von Jesus-Arbeider. Für mich als Priester war es sehr einfach, ich habe das Glück gehabt, wenn ich aktiv herumliefe, dass ich sehr viele Brasilianer ganz einfach kennengelernt habe. Und so ist auch die neue brasilianische Gemeinde in Brüssel entstanden, zufällig.

Ich habe noch immer das Bildchen aufbewahrt, das ist als Andenken (*P. Rabau holt aus seinem Portemonnaie eine Todesanzeige mit einem Foto darauf heraus*). Der Junge ist bei einem Motorradunfall in Portugal ums Leben gekommen, das war ein Portugiese. Er hat hier gelebt und eine brasilianische Freundin hier in Brüssel gehabt und sie hat mich gefragt, ob wir am Samstagabend eine Eucharistiefeier machen können mit Anwesenheit der Portugiesen, Familie und Freunde. Und da habe ich ja gesagt und das war mein erster Gottesdienst hier in Brüssel auf Portugiesisch, auf Brasilianisch. Und sofort nach der Messe haben wir ein bisschen geredet. Und sie wollten eine zweite Messe, für den Muttertag, das war zwei Sonntage später. Und so ist es jeden Sonntag einfach weitergelaufen. Aber natürlich habe ich unheimlich viele Brasilianer besser kennengelernt wegen der Gemeinde, die dann

gegründet worden ist, nicht nur wegen der Messfeiern. Und sie sich untereinander. Eine sehr aktive Gemeinde. Und das ist eigentlich sehr erstaunlich.

Denn die meisten, die kommen, sind Personen, die doch unternehmerische Kapazitäten haben, die etwas schaffen wollen. Die überleben wollen. Die anders, besser leben wollen. Das spürt man doch wohl. Das sind meistens sehr dynamische Personen. Auch in ihrem Beruf. Einige haben es auch geschafft, ihre eigenen Betriebe aufzubauen. Meistens im Baugewerbe. Das kommt auch durch die Portugiesen, die hier anwesend und tätig sind. Und wegen der Sprachmöglichkeit, die verstehen sich dann. Meistens junge Brasilianer, verabreden sich morgens auf der Straße, werden abgeholt und fahren dann zur Baustelle. Aber die sind dann illegal, ohne Papiere. Einige legalisieren sich, schaffen es. Mit der Kommune zusammen, man muss sich bei der Kommune melden als Ausländer, als arbeitssuchend. Wenn man eine Arbeit hat, ist das ein Vorteil natürlich. Bis heute habe ich doch gute brasilianische Freunde, die mitgearbeitet haben für das Wohlsein der Brasilianer.«

Abbildung 15: Mit Piet Rabau auf dem Vorstse Steenweg, Brüssel;

Abbildung 16: Kirche Jesus Travaillleur/Jezus Arbeiter, Brüssel



Severin Frenzel: »Und bei der Ankunft, haben einige dann schon Kontakte in Brüssel?«

Piet Rabau: »Ja, einige schon. Oder meistens. Die wissen, wenn sie in Zaventem ankommen mit dem Flugzeug, oder von Paris, einige kommen auch aus Portugal, wissen

wo sie hingehen und wo sie übernachten können. Freunde. Die mieten dann zusammen. Und meistens haben sie dann auch etwas Taschengeld dabei. Und es ist auch so, wenn du mit dem Flugzeug ankommst und du bist kein Belgier, sondern junger Brasilianer, dann musst du deine Identität bekanntgeben, deinen Pass zeigen und du musst auch sagen, wieviel Geld du hast. Das Geld, um zu leben. Viele leihen sich Geld vor der Abreise. Und sie bleiben dann einfach. Als Tourist kann man so und so lange bleiben, aber wenn das abläuft, dann bleiben sie. Und sie werden auch mal erwischt und zurückgeschickt. Ich habe das mal erlebt, dass ein Brasilianer zwei bis dreimal zurückgeschickt wurde. Dann kam er wieder mit einem Touristenvisum zurück.«

Severin Frenzel: »Und die Sprache, wenn sie kommen können sie Portugiesisch, und wie ist das mit Französisch oder anderen Sprachen?«

Piet Rabau: »Französisch noch nicht, deshalb sind sie hier in der Umgebung der Portugiesen. Obwohl ein Portugiese und ein Brasilianer sich am Anfang auch nicht so ganz verstehen, denn die Akzente sind doch sehr unterschiedlich. Aber das lernt man schnell. Aber in meinem Haus haben wir auch Kurse organisiert, und da haben Leute dann Französischunterricht gegeben. Das war keine Organisation, sondern von der Kirche wurde das organisiert. In unserem Haus wurde dann eine Organisation gegründet für Leute, die Portugiesisch reden, das ging aber nicht mehr nur um die Brasilianer. Nicht nur Brasilianer, alle, die Portugiesisch reden, in Brüssel gibt es auch Afrikaner, die Portugiesisch sprechen. Dort bekommen sie Hilfe, soziale Orientierung, Begleitung, auch für ihre Papiere. Das wurde spontan organisiert, aus der brasilianischen Gemeinde heraus. Eine von den Brasilianerinnen hat dann Abraço gegründet, das heißt Umarmung, die [Beatriz], das Ziel ist soziale Hilfe für Portugiesischsprachige. Und da war dann eine Gruppe, die hat ohne daran Geld zu verdienen, ehrenamtlich dort gearbeitet. Die hatten dort ein Büro. Dort standen immer Leute mit ihren Problemen. Auch wenn sie krank sind zum Beispiel.«

Severin Frenzel: »Wie ist denn das in so einem Fall, jemand wird krank?«

Piet Rabau: »Die haben keine Krankenversicherung, am Anfang. Aber es ist so in Belgien, wenn einer so krank ist, dass er ein Krankenhaus braucht, müssen die Krankenhäuser ihn auch ohne Papiere aufnehmen. Das habe ich öfters erlebt. Dass man ratlos war und wir sind dann zusammen ins Krankenhaus gefahren. Und ich wurde auch mal angerufen, von einem Brasilianer im Krankenhaus, den man nicht rauslassen wollte, weil er kein Geld hatte, die Kosten zu begleichen. Da musste man dann doch etwas bezahlen. Und wenn du so schwer krank bist, dass du ins Krankenhaus musst, müssen sie dich behandeln. Dann wenn sie es nicht bezahlen können, muss jemand helfen, das passiert auch. Sobald so jemand ins Krankenhaus kommt, muss man das sagen und sofort einen Sozialassistenten anfragen. Das ist organisiert. Den bekommt man dann und kann den Fall gemeinsam besprechen

und dann Hilfe organisieren. Das wird dann gelöst, ohne Geld. Das gehört zum Krankenhaus. Aber auch die Gemeinde Sint Gillis ist sehr sehr offen, ihre Politik ist sehr offen für ausländische Personen. Die haben auch eine Organisation. Die meisten Straßenfeger in Sint Gillis sind gekommen als Leute ohne Papiere. Sie können als Angestellte der Kommune sich legalisieren. Sie arbeiten so und so viele Monate als Straßenfeger, auch Brasilianer, und wenn das gelingt, bekommen die ihre Papiere und können dann eine andere Arbeit suchen. Auch eine junge Person aus Afrika, die obdachlos war, hat das so gemacht.

Die meisten Brasilianer kommen aus einer bestimmten Umgebung in Brasilien, Überlândia und Goiana. Und die Geschichte der Leute dort ist, dass sie immer losgegangen sind, woanders zu arbeiten. Die haben auch Zechenarbeit gemacht, Gold, Kupfer, Diamanten. Die sind das gewöhnt, loszugehen. Das ist eine Tradition von einem Teil der Bevölkerung. Die jungen Leute, die etwas machen wollen, gehen los und machen etwas. So wie man das früher auch in Belgien gemacht hat. Und Brasilianer sind überall in der Welt, England, Nordamerika. Nach Brüssel kommen sie, weil sie schon Kontakte haben.

Aber was man wohl sagen muss, ich habe einen sehr positiven Eindruck bekommen durch ihre Organisationskapazitäten. Einer ist gekommen und hat in Louvain-la-Neuve Ökonomie studiert und sich sehr engagiert, er ist verheiratet mit einer Nordamerikanerin, die haben viel geholfen und sich sozial engagiert. Viele sind auch gekommen, und sind wieder gegangen. Sie haben es nicht geschafft. Einige können es nicht, auch wegen der Gesundheit. Viele sind zurückgegangen, haben Erfahrungen von hier mitgenommen und dann wieder in Überlândia ein Geschäft eröffnet. Und sie erzählen anderen, die kommen dann vielleicht hierher. Einige Brasilianer kommen, die schon in Europa waren, dann aus Portugal.

Auch Kongolesen haben in Brüssel viele Geschäfte und Quartiere, es gibt auch viele Afrikaner. Wichtig ist wie man mit dem Flugzeug ankommt. In Brüssel sind Leute aus aller Welt. Und das klappt gut. Wenn man nach Brüssel kommt mit dem Flugzeug, gibt es nicht viele Kontrollen. Man läuft so durch meistens. Es kann mal eine Kontrolle geben, sie haben ihren Reisepass, aber als Touristen. Aber man geht so durch. Auf der Straße gibt es das nicht, wenig Kontrollen, meistens lässt man die Leute in Ruhe.

Wenn man in Brüssel ist, man ist in einem Café, man hört viele Sprachen, wenn man Sprachen kann, kann man sprechen, mitmachen, das ist sehr schön. Die offene Mentalität spielt auch eine Rolle. Die Spanier, die Brasilianer, die Portugiesen, die Afrikaner, das macht eine offene Atmosphäre, man kommt schneller in Kontakt als mit Deutschen zum Beispiel.

Und in der Kirche Jesus-Arbeider, die Brasilianer sind nicht mehr da. Sie sind in eine größere Kirche umgezogen, jetzt sind da spanischsprechende Südamerikaner. Haben schon einen eigenen Priester und wieder Schwestern. Die Arbeit in der Kirche Jesus-Arbeider geht immer weiter. Jetzt mit einer anderen Gruppe (*lacht*).

So ist das. Jetzt ist in Jezus-Arbeider wieder eine andere Gruppe. Aber die Arbeit und das Leben gehen immer weiter (lacht).«

Severin Frenzel: »Vielen Dank.«

Piet Rabau, geb. 1938, führt selbst ein transnationales Leben, spricht Niederländisch, Französisch, Portugiesisch, Spanisch, Deutsch und Englisch. Er lebte viele Jahre in Brasilien und in Gabun und wohnt nun nach Beendigung seiner Tätigkeit bei Jezus-Arbeider in Brüssel in Deutschland.

Nicht nur in Brüssel, sondern auch in Brasilien hat er Spuren hinterlassen. Als vor einigen Jahren Freunde seine frühere Wirkungsstätte besuchten, stellten sie erstaunt fest, dass sie in Simões Filho auf der »Rua Padre Pedro Rabau« spazieren gingen.

